Kapitel 1

Vor vier, fünf Jahren stand am Schwarzen Brett der U-Bahn-Station Kagurazaka in Tokyo mit Kreide geschrieben: Hirakawa und Asada haben zusammen Takuro Yoshidas Hymne an die Liebe gesungen. Die AG fällt aus. Hirakawa ist tot.

Vor vierzehn, fünfzehn Jahren stand eines Nachts am schwarzen Brett des Hanshin-Bahnhofs Nishimotomachi in Kobe: Ich habe bis halb zehn auf dich gewartet. Du Schuft. Akiko.

Weder das eine noch das andere hatte etwas mit mir zu tun, und doch sind mir diese Kreidegeister in lebhafter Erinnerung geblieben. Ob mich ihre Traurigkeit berührt hat, das an einen Fluch grenzende zwanghafte Bedürfnis, eine Nachricht zu hinterlassen?

Mit Ende zwanzig hatte ich mich in Tokyo zugrunde gerichtet und stand ohne jede Habe da. Die folgenden neun Jahre lebte ich von der Hand in den Mund, mal hier und mal da. Die Bank am Bahnhof Nishimotomachi, auf der ich mitten in der Nacht saß, jämmerlich, ohne Ziel und ohne Zuhaus, fällt auch in diese Zeit. Es war eine eisigkalte, windige Nacht nach Neujahr. Die Jämmerlichkeit, keine andere Zuflucht mehr zu haben als diese Bahnhofsbank, war am Ende vielleicht meine Rettung. Es gibt Frauen, die meistern ihr Leben, selbst wenn sie ihren Job an den Nagel gehängt haben, und es gibt Männer, die können das nicht. Einer dieser Zauderer war ich.

Im Sommer 1983 kehrte ich – wieder ohne Habe – nach Tokyo zurück, wo ich auf Betreiben eines mir wohlgesonnenen Menschen eine Stelle antreten sollte. Am Ende der Sackgasse Armut angelangt, war ich ihm dankbar, aber die Aussicht, als gescheiterter Angestellter wieder in einer Firma zu arbeiten, ließ mich insgeheim verzweifeln.

Der Sommer jenes Jahres war unbarmherzig heiß. Ich hatte mir im hinteren Teil von Sasugaya-cho in Koishikawa ein unmöbliertes Apartment gemietet, aber mein Gepäck beschränkte sich auf ein in der Ecke liegendes Bündel mit Wäsche; am nächsten Tag mußte ich in die Firma, doch Geld, um mir Anzug und Schuhe zu besorgen, hatte ich nicht. Neun Jahre lang hatte ich weltverloren auf Holzsandalen gelebt. Mein letzter Bürojob lag elf Jahre zurück. Mittlerweile war ich achtunddreißig. Mein Herz hatte ich schon einmal verschenkt, die Freude oder den Schrecken einer Familie aber kannte ich nicht, und gerade deshalb hatte ich mich, allein, wie ich war, von der Welt verabschieden können. Doch anstatt irgendwo vor die Hunde zu gehen, war ich wieder in Tokyo gelandet. Wenn einem das Wasser bis zum Halse steht, nimmt man, was kommt.

Im Zimmer herrschte stechende Hitze. Innerlich war ich erkaltet, das wußte ich mit jeder Faser meines Körpers. Ich hatte mich selbst aufgegeben, aber das konnte ich auf keinen Fall laut sagen. Schließlich war ich, ein Mann, für den es kein Zurück gegeben hatte, der sich mit Schimpf und Schande abgefunden und arrangiert haben sollte, nur allzu bereit auf den erstbesten Zug gesprungen und zu einem Leben in Anzug und Schuhen zurückgekehrt. Ich war nicht besser als jeder skrupellose Umfaller. Ich stützte meine Hände auf die Die-

len, eine kleine Spinne kletterte auf meinen Handrücken und überquerte ihn gemächlich.

Dabei strotzte ich damals noch vor Energie. Ich besaß genug Kraft, die düstere Einsamkeit, die mir dann und wann in die Knochen kroch, in Schach zu halten. Aber im Frühling meines 44. Lebensjahres, dem auf ein traditionelles Unglücksjahr folgenden »unguten« Jahr, in dem ich mich trotz Hämaturie und Schüttelfrost zur Arbeit schleppte, brach ich vor Überarbeitung bei einem Kunden zusammen und verbrachte gut fünfzig Tage mit Leberleiden im Krankenhaus. Heute, zwei Jahre später, habe ich ein ischämisches Herzleiden und könnte ohne Medikamente gar nicht mehr leben.

Wahrscheinlich werde ich nie mehr ganz gesund und bald so enden, wie man es häufig in der Zeitung liest: »Skelettierte Leiche eines alten alleinstehenden Mannes gefunden«. Mein Verstand entscheidet: Macht nichts. Soll es kommen, wie es kommt. Daß mein Herz keine Entscheidungen fällt, beweist schon die Tatsache, daß ich auf den erstbesten Zug gesprungen und nach Tokyo zurückgekommen bin. In solchen Fällen flattert es höchstens ein bißchen. Ich kann mich noch genau daran erinnern, wie es in mir rumorte, als ich vor zwei Jahren zufällig mitbekam, wie der Arzt auf der anderen Seite des weißen Vorhangs die Stimme senkte und sagte: »Geben Sie bitte sofort seiner Frau Bescheid, ich muß mit ihr reden«, und der Mensch, der mich ins Krankenhaus gebracht hatte, erwiderte: »Er hat niemanden.«

Auch wenn ich in den sieben Jahren nach meiner Rückkehr nach Tokyo körperlich an Kraft verlor, war da nichts, was meine Seele in Aufruhr gebracht hätte; mein Leben beschränkte sich auf das tägliche Hin und Her zwischen Apart-

ment und Firma, ein friedliches Dasein, wenn man so will, ohne große Traurigkeiten, aber auch ohne besondere Freuden. Die Tage vergingen, schnell, präzise, einer nach dem anderen. Abgesehen von den am Arbeitsplatz üblichen Platitüden pflegte ich keine Kontakte, an meinen freien Tagen war ich meist so erschöpft, daß ich wie ein Toter in meiner Wohnung lag und schlief. Allerdings stand dieser Tote immer wieder auf, zog Anzug und Schuhe an und machte sich auf den Weg zur Arbeit, um »noch ein bißchen zu leben«.

Mein Aufzug, den Kopf nach wie vor kahlgeschoren, die Unterlagen in einem Reisebeutel verstaut, schien meine Umgebung seltsam anzumuten. Hinter meinem Rücken zeigte man mit dem Finger auf mich, lachte mich aus, schüttelte den Kopf, bei manch einem handelte ich mir gar richtigen Ärger ein.

Meine Wohnung blieb dessen ungeachtet so leer, wie sie bei meiner Rückkehr nach Tokyo gewesen war, ich beantragte kein Telefon, besaß keinen Fernseher, hatte keine Möbel. In diesem leeren Dasein war selbst der traurige Moment, in dem ich eines Tages die Wiesenblume, die in der leeren Flasche, in die ich sie gesteckt hatte, Tag um Tag welker geworden war, wegwarf, ein Lichtblick. Im Grunde genommen war das einzige, wovon ich mich nicht trennen konnte, der Wunsch, mich von der Welt abzukehren. Selbst der Elan, mit dem ich meiner Arbeit nachging, war eine Art Abkehr. An der kältesten Stelle meines Herzens hielt die Soll-kommen-was-kommt-Resignation die Augen aufgerissen.

Es gibt Leute, die meinen Zustand als »seelisch verwüstet« bezeichnen, dabei hat das Leben des Menschen von Natur aus weder Sinn noch Wert. In diesem Punkt unterscheidet es sich

in nichts vom Leben all dessen, was da fleucht und kreucht. Man hat ihm bloß in der Menschenwelt einen Sinn und einen Wert zugeschrieben, das ist alles. Mein Schreiben entbehrt folglich jeder Grundlage. Aber um zu leben, muß der Mensch sich die Frage stellen, warum er lebt. Diesen Widerspruch »schreibend auszuleben«, das bedeutete für mich »leben«.

Eines Jahres notierte ich am Neujahrsabend folgendes in mein Heft: »Neujahr: Kein Ziel, kein Zuhaus. Niemand, der mich besucht, niemand, den ich besuchen möchte. Nachmittags Spaziergang auf dem Deich in Senju. Gemächlich zieht der schwarze Strom sein glitzernd kaltes Band am winterlichen Schilf entlang, das endlos weit sich spannt. Entdeckte Rauchsäule im trockenen Schilf. Sah beim Nähergehen einen Mann, der, umgeben von einem Haufen Müll, in einem Eisentopf auf ein paar gestapelten Steinen traditionelle Neujahrssuppe kochte. Klarer Blick.« Das war in der Nähe der Eisenbrücke gewesen, auf der die Keisei-Linie den Arakawa-Kanal überquert. An Neujahr des folgenden Jahres ging ich wieder auf den windigen Deich in Senju, in das trockene Schilf. Diesmal sah der Mann mich haßerfüllt an. Das hat ihn in meinem ereignislosen Leben zu einem unvergeßlichen Menschen gemacht.

Apropos unvergeßliche Menschen: Als ich eines Tages im letzten Jahr während der Herbstregenzeit unter aufgespanntem Schirm am Botanischen Garten Koishikawa entlangging, wurde ich plötzlich von einer fremden Frau angesprochen. »Wohin gehst du?« fragte sie mich. Auf meine unwillkürliche Antwort »zur Bibliothek« sagte sie: »Das trifft sich gut. Da können wir ja zusammen gehen«, kam näher, als wäre ich ein alter Bekannter, und ging neben mir her. Dieses furchtlose

Benehmen machte mir angst. Sie war über vierzig, ungeschminkt, und sah nicht nach jemand aus, der verheiratet war und Familie hatte. Ging ich einen Schritt schneller, ging sie ebenfalls einen Schritt schneller, fiel ich in meinen ursprünglichen Gang zurück, paßte sie sich wortlos an. Sie schien sich partout nicht abschütteln lassen zu wollen.

Wir erreichten die Bibliothek, wo sie sich wider Erwarten ganz normal an ein anderes Regal begab. Ich war erleichtert, allerdings nur kurz, dann stand sie wieder neben mir. »Kann man die hier essen?« fragte sie und hielt mir ein aufgeschlagenes, dickes Naturkundelexikon vor die Nase. Ich sah die farbenprächtige Zeichnung einer großen Raupe.

Überrascht sah ich sie an, ihre Augen waren blutunterlaufen. »Ach was«, sagte sie, »wir *haben* sie gegessen.« Die Eindringlichkeit ihrer Feststellung ließ mir das Blut in den Adern gefrieren. – Auch ich habe in meinem Leben die eine oder andere »Raupe gegessen«.

Vor zwölf Jahren habe ich in der Nähe des Bahnhofs Deyashiki, in einem Viertel rostiger Regenrinnen, meinen Lebensunterhalt damit verdient, für ein Yakitori-Lokal Spieße mit Kutteln und Hühnerfleisch zu bestücken, tagein, tagaus. Das war, die zwei arbeitslosen Jahre in Tokyo eingerechnet, im sechsten Jahr meines Vagabundendaseins.

Angefangen hatte alles damit, daß ich meine Stelle aufgab, ohne etwas Neues in Aussicht zu haben. Geendet hat es in Deyashiki in Amagasaki, nachdem ich mich, für den ehemaligen Angestellten einer Werbeagentur im 1. Bezirk von Nihonbashi in Tokyo wenig schmeichelhaft, im *Milieu* verdingt hatte: als Schuhdiener in einem Gasthaus in Okamachi in Himeji, als Küchenhilfe in Ebisugawa-cho an der Nishinotoin-

Straße nördlich von Marutamachi in Kamigyo, Kyoto, in einem überwiegend von Yakuza frequentierten Okonomiyaki-Restaurant in Kobe-motomachi und in einer billigen Kneipe in Takamatsu-cho in Nishinomiya, in das die Besucher der Radrennbahn auf dem Heimweg einen Abstecher machten.

Von den Alteingesessenen wird Amagasaki aus einer eigentümlichen Zuneigung heraus *Ama* genannt. Ehemals Burgunterstadt, sind ihre Einwohner heute zu zwanzig Prozent Menschen aus Kagoshima, Okinawa oder auch Korea, die auf der Suche nach Arbeit in den riesigen eisenverarbeitenden Fabriken gelandet sind, die man seit Anfang des Jahrhunderts in schneller Folge am Meer errichtet hatte. Die Gegend um den Hanshin-Bahnhof ist der alte Kern; geht man vom Bahnhof aus die belebte Geschäftsstraße nach Westen, kommt man in das »Viertel ohne Temperatur«: Deyashiki. Jede moderne Stadt besitzt, wenn auch versteckt, etwas von dem Charakter eines Auffangbeckens für auf der Suche nach Arbeit eingeströmte Exilanten; Amagasaki, könnte man sagen, ist eine Stadt, in der dieses Versteckte offen zu Tage tritt. Als Habenichts bin auch ich hier gelandet.

In der billigen Kneipe in Nishinomiya hatte ich von Ama als einer Stadt reden hören, in der es »viele Placker« gäbe. Als »Placker« bezeichnete man in Amagasaki und Umgebung Tagelöhner und Hafenarbeiter, Männer, die wahrscheinlich keine Familie hatten, wie ich, und an Tagen, an denen sie bei der Jobsuche leer ausgingen, vor dem Bahnhof in Deyashiki herumlungerten. Schon vormittags saßen sie in Grüppchen neben der Straße und tranken Schnaps, bis sie am Ende, völlig betrunken, Lieder grölten und sich zofften; manche blieben gleich im Dreck liegen, die gummibestiefelten Beine von

sich gestreckt, und schliefen. Wenn wegen schlechten Wetters im Koshien-Stadion von Nishinomiya ein abendliches Baseball-Spiel ausfiel, wurden die Bentos, die im Stadion hätten verkauft werden sollen, am nächsten Morgen von einer Verwertungsfirma auf Lastwagen geladen und für 20 oder 30 Yen direkt von der Ladefläche an diese obdachlosen Männer und die wie Fliegen sie umschwirrenden Frauen verschleudert. Im Sommer *rochen* diese Fertigmahlzeiten, sobald man die Spandeckel abnahm, beträchtlich, aber das nahmen die herbeiströmenden Männer und Frauen in Kauf. Ich mitten unter ihnen. Wenn die Leute *Ama* sagen, schwingt darin immer eine Traurigkeit mit, eine Traurigkeit »ohne Temperatur«: daß es eben, solch augenfällige Szenen eingeschlossen, sei, wie es sei.

Kapitel 2

Ich stand im Bahnhof Amagasaki, mein aus einem einzigen Bündel bestehendes Gepäck in der Hand. Es gibt keinen Moment, in dem man die Atmosphäre einer neuen Stadt so unverfälscht wahrnimmt, wie den, wenn man zum erstenmal dort aussteigt. Das Unbekannte, das einen zu verschlingen droht, ist beängstigend. Als ich frühmorgens das Haus meines Bekannten in Koyama-Hananokicho in Kyoto verlassen hatte und am Kamogawa angekommen war, war der Fluß völlig vereist gewesen. In Amagasaki regnete es Schnee. Eine von Sibirien südwärts gezogene strenge Kaltfront hielt das Land im Griff. Obwohl ich gerade erst aus dem Zug gestiegen war, zum erstenmal in dieser Stadt, hatte ich von den herumlungernden Gestalten bereits mit jeder Faser meines Körpers die diesem Stadtteil eigene eigentümliche Atmosphäre aufgenommen und war stehengeblieben. Ein Mann kam auf mich zu.

»Haste ma Feuer?« fragte er.

Auf den ersten Blick war mir klar, daß dieser Mann kein »normales« Leben führte. Auf seinem blassen Gesicht zeichnete sich dunkler Bartschatten ab, sein stechender Blick war finster. Er nahm meine brennende Zigarette, hielt sie an seine und versuchte sie anzustecken. Dabei lugte unter der Manschette seines linken Hemdsärmels eine Tätowierung hervor. Als seine Zigarette brannte und er mir meine zurückgeben

wollte, fiel sie zu Boden. »Oh – wie dumm«, sagte er augenblicklich und sah mich an. Das Weiß seiner Augen war blutunterlaufen. Das Schwarz der Pupillen hingegen funkelte, als wollte es mich niederzwingen. Der Mann förderte einen zerknitterten Zehntausend-Yen-Schein aus der Hose, stopfte ihn mir in die Brusttasche, sagte »Hier, kauf dir'n paar neue« und ging, ohne seinen Schirm aufzuspannen, durch den Regen davon. Ich sah der hageren Gestalt nach und schnalzte unwirsch mit der Zunge.

Ich würde nun eine Person aufsuchen, die ich nicht kannte und die nichts mit mir zu tun hatte. Ich hatte keine andere Wahl, als mit dieser Person zu verhandeln, mich von ihr einstellen zu lassen und weiterzuleben. Hatte ich alles verloren, oder hatte ich alles weggeworfen? Ich wußte nur, daß ich ein Versager war. Die Person, die ich nun aufsuchen würde, war wahrscheinlich auch wieder jemand, mit dem ein so weltfremder Mensch wie ich nicht zurechtkam. Doch ob es sich um ein raffgieriges Frauenzimmer handelte oder um einen Mann, mit dem ich es nicht aufnehmen konnte – jemand anderen, an den ich mich hätte wenden können, hatte ich nicht mehr.

Dennoch: für Reue war es jetzt zu spät. Jede Nacht sah ich mich im Traum mit brennendem Rücken umherlaufen. In meiner Wohnung in Tokyo. Dann stieß ich mich von einer Klippe. Nein, ich klammerte mich an meine Unfähigkeit. Sonst nichts.

Ich warf einen Blick auf die handschriftliche Wegbeschreibung und ging zum Igaya in Higashi-Naniwacho. Es war ein Yakitori-Lokal, wie es sie überall gibt. Drinnen hing auf der einen Seite ein großer Spiegel; von hinten, wo sich niemand aufzuhalten schien, zog ein Geruch wie von fauler Fleisch-

brühe herüber. Es war im Februar, der zweite Tag in einer Kette von Feiertagen, nachmittags. Ich hatte das unangenehme Gefühl, als wiche mit der von unten aufsteigenden kalten Luft alles Blut aus meinem Körper; das machte mich nervös. Die Frau, die erschien, war knapp sechzig und hatte dünnes Haar. Als ich ihr den Grund meines Kommens erklärte, warf sie mir einen verdrießlichen Blick zu, sagte: »Du? Sach bloß …« und musterte mich. Dann setzte sie sich hin. Mir bot sie keinen Stuhl an. Sicher ließ sich so ein Lokal, wie andere Geschäfte auch, nicht nur mit Mitleid bewirtschaften. Mit einem Streichholz zog sie sich den Aschenbecher auf dem Tisch heran und zündete sich eine Zigarette an. Ihre faltigen Hände zeugten von einem arbeitsreichen Leben.

»Herr Kanita sacht, du wärst auf der Uni gewesen …?«

»…«

»Noch dazu aufner guten.«

»Na ja.«

»Was heißt denn hier *na ja*, du undankbarer Kerl!«

Wo immer ich hinkam, meistens begann es mit diesem Thema. »Undankbarer Kerl« hatte mir allerdings noch niemand ins Gesicht gesagt.

»Na, soll gut sein, Asse stechen auch nicht immer.«

Ich konnte den Unmut dieser Frau gut verstehen. Für sie war ich wohl nur ein feiger Hund. »Alle Welt rafft sich's Geld, und du … sieh dich an, du kannst einem leid tun« hätte sie mir wohl am liebsten gesagt. Das waren die Worte meiner Mutter gewesen, als ich aus Tokyo, keinen roten Heller mehr in der Tasche, zu ihr nach Hause geflüchtet war, nach Shikama in Banshu. Da wurde mir klar, daß es nirgendwo mehr für mich eine Zuflucht gab.

Ob man mich »undankbar« oder anders schimpfte, ließ mich kalt. Es ließ mich kalt, und trotzdem schwitzte ich jeden Tag Blut und Wasser. Ich war mir selbst zuwider. Der Abscheu vor allem, was mich zu *mir* machte, das war wie Zwietracht mit einem anderen. In der Zwietracht zeigt sich, bei dem andern und beim Selbst, die Essenz des Menschen, ob man will oder nicht. Daß es mich dennoch kalt ließ, lag vielleicht daran, daß in diesem Fall nur *ich* Essenz verlor, was mir eine gewisse Befriedigung verschaffte. Dennoch verlor ich immer mehr Essenz und mußte deshalb weiter Blut und Wasser schwitzen.

Ich wollte unbedingt eine Sprache finden, mit der ich meine Person des gescheiterten Angestellten ad acta legen konnte, nein, eine Sprache, die – was so gut wie unmöglich ist – meine Geistesgeschichte umstieße. Das war, was mein Herz begehrte; mein Kopf aber mäanderte.

In meiner Studienzeit habe ich ein bißchen gelesen. Ich las Nietzsche und Kafka, den Finger im Deutsch-Wörterbuch. Ich las Shinobu Origuchi und Masao Maruyama. War aus mir deshalb ein As geworden, das nicht sticht? Sonst hätte ich wohl kaum ohne Aussicht auf etwas Neues meine Stelle aufgegeben. Natürlich hatte es vor meiner Kündigung zahlreiche Widrigkeiten gegeben, aber nichts, was im Grunde mehr als eine Belanglosigkeit gewesen wäre.

Nachdem ich meine Stelle aufgegeben hatte, trieb ich mich bis zum völligen Bankrott zweieinhalb Jahre herum. Das heißt, während ich gewissermaßen unschlüssig von einem Bein auf das andere trat, rutschte ich langsam aber sicher psychisch und finanziell immer weiter ab. Wenn es anfängt, weh zu tun, sucht der Mensch nach einem Ausweg. Tut es einmal

richtig weh, gibt es keinen Ausweg mehr. Ob also »Sprache, die meine Geistesgeschichte umstieße«, bedeutete, daß ich etwas suchte, das mich wieder zum Leben erweckte, oder aber etwas, das mich noch weiter in die Hölle trieb, wußte ich nicht genau, das heißt, diese beiden Fäden hörten nicht auf, sich zu kreuzen und zu verzwirnen; klar war nur, daß ich es kaum ertragen konnte, *ich* zu sein.

Ich wollte wissen, was es mit dieser Frau auf sich hatte, dieser Frau mit dem dünnen Haar, die vor mir saß.

»Der Kanita hat gesacht, auf die Kröten käms bei dir nicht so an … wieviel willst du also?« fragte sie mit Augen wie Suppenrest auf Tellergrund, »sach schon, wieviel?« Dabei knirschte sie unablässig mit den Zähnen. Wie es bei Frauen mit knapp sechzig ist, weiß ich nicht, doch mir kam plötzlich der Gedanke, es wäre nicht schlecht, mit dieser Frau zu schlafen. Jede Frau lohnt eine Nacht. Ohne wohl auch nur im geringsten zu ahnen, an was ich dachte, redete sie weiter: Sie zahle 3 Yen für jeden Spieß, und pro Tag wolle sie tausend haben. Dabei dachte auch sie, wie ich, im Herzen vielleicht an etwas ganz anderes. Das ist es, was den Menschen macht: was ihn vom andern trennt.

»Also: wieviel willste denn nun?«

»Je mehr, desto besser natürlich.«

»So? Biste mit meinem Angebot unzufrieden?«

»…«

»Meine Leute solln zufrieden sein.« Die Wirtin warf mir einen distanzierten Blick zu. »Hm … wie heißt du noch mal?«

»Yoichi Ikushima.«

»Oh, da haben sich die Eltern aber Mühe gegeben!«

»Ich bin mit Ihrem Angebot einverstanden.«

»Soso.« Sie freute sich. Es war von Anfang an klar gewesen, daß es auf einen Handel zu ihren Bedingungen hinauslaufen würde. Ich war natürlich hier, um Geld zu verdienen, aber nicht, um Geld zu scheffeln; diesen Widerspruch konnte ich für mich selbst nicht auflösen und so gesehen natürlich auch niemandem erklären. Also zog ich es vor, nichts weiter zu sagen. Auch wenn ich nicht erführe, wie die Wirtin hieß, egal. Ich wollte nur wissen, was es mit ihr auf sich hatte, und selbst das nicht unbedingt.

Die Wirtin vom Igaya nahm mich mit nach Deyashiki. Dort gab es einen Großmarkt aus drei ineinander übergehenden Märkten, dem Sanwa-, Naisu- und Shin-Sanwa-Markt. Unter einer gewaltigen Stahldachkonstruktion klebte ein Ladenschild am anderen, Hunderte von Geschäften, die bergeweise ihre Waren feilboten – Fleisch, Geflügel, Fisch, Gemüse, Obst, Tofu, Dörrwaren und vieles mehr; es herrschte ein unglaubliches Treiben. Der Markt brodelte. Ein paar Schritte abseits aber lagen völlig verlassene Häuserzeilen, und links und rechts vom Bahnhof reihten sich Kaschemmen, aus denen es nach Sojasauce und verbranntem Knoblauch roch. Eine einfache Herberge für Obdachlose gab es auch.

In einer der Hintergassen befand sich ein Gemischtwarenladen, in dem unter anderem Seife und Gummihandschuhe verkauft wurden, dort sagte die Wirtin vom Igaya kurz »Guten Tag«, bog in das Gäßchen daneben ein und ging in den ersten Stock eines altersschwachen, heruntergekommenen Mietshauses. Auf beiden Seiten des Flurs lagen jeweils drei Zimmer, doch die Luft roch abgestanden, von Bewohnern war weit und breit keine Spur. Die Wirtin steuerte das letzte Zimmer auf der rechten Seite an, öffnete die unverriegelte Tür

und trat ein. Ein unangenehmer Geruch stieg mir in die Nase. Er ähnelte dem faulen Kochfleischgeruch aus dem Lokal. Das Zimmer war nicht besonders einladend: es war viereinhalb Matten klein und hatte bloß ein Fenster, darunter einen Spülschrank. Eine Ecke wurde von einem recht großen Kühlschrank verunstaltet, daneben stand ein einfacher Holzstuhl. Sonst war das Zimmer leer. Da die Fensterwand an die Rückwand des Nachbarhauses grenzte, war es selbst tagsüber fast zu dunkel, um Zeitung zu lesen. Trotzdem war deutlich zu erkennen, daß die Tatami verblichen waren. Von den Füßen kroch einem die Kälte in die Knochen. Die Wirtin schaltete die von der Decke hängende Schirmlampe ein und begann zu erklären, wie vom nächsten Tag an hier die Rinds- und Schweinekutteln zu handhaben seien. »Ach«, unterbrach sie sich mittendrin, »so trocken erklären ist das nix«, und ergriff auf einmal meine Hand: »Du bist ein richtig Süßer.«

Erschrocken zog ich die Hand zurück. Ein Schauer lief mir über den Rücken. Diese Frau hatte gespürt, woran ich eben im Lokal gedacht hatte. Aber mehr denn unheimliche, lüsterne Alte war sie eine knapp sechzigjährige Frau, die sich einfach darüber gefreut hatte. Unbekümmert lachte sie auf und sagte: »Du meine Güte, du bist ja schon elende ernst.«

Das Wort »ernst« versetzte mir einen Stich wie von einer Reißzwecke. Hatte ich sie so sehr verletzt, daß sie es nur mit einem unbekümmerten Lachen überspielen konnte?

Es wurde Abend. Ich zog den Futon und die Decke aus dem Wandschrank und legte mich hin. Das Bett roch fremd und muffig. Auf dem Kopfkissenbezug hatte das Haarfett unbekannter Vorschläfer deutliche Spuren hinterlassen. Eine Heizung gab es nicht. Nur den Kühlschrank, den Holzstuhl

und – unter der Spüle – ein Schneidbrett, ein Schlachtermesser, ein Kochmesser und Bambusspieße. In Anbetracht der Tatsache, daß sowohl das Zimmer als auch das Bettzeug nichts kosteten, empfand ich, der ich vom Leben nichts mehr zu erwarten hatte, dennoch Dankbarkeit. Das Bett war kalt. Der Wunsch, an einem warmen Ort zu schlafen, kam trotzdem nicht in mir auf.

In meiner Zeit als Angestellter hatte ich in meiner billigen Wohnung auch in einem kalten Bett genächtigt. Tagsüber hatte ich Anzeigen akquiriert. Eine Arbeit, wie es sie überall gibt, eine normale Büroarbeit, auch wenn sie hin und wieder fälschlicherweise zum Hitberuf stilisiert wird. Nicht wenige Menschen widmen dieser Arbeit ihr ganzes Berufsleben, aber meine gepeinigte Seele konnte der täglichen Anzeigenakquise, mit der ich mehr schlecht als recht meine Brötchen verdiente, nichts abgewinnen. Im Gegenteil, ich litt darunter. Ich selbst hielt diese Geisteshaltung für anmaßend und absurd, und manchmal warfen mir auch andere bodenlosen Hochmut vor.

Doch mit jedem Anzeigenplatz, den ich verkaufte, hatte ich das beängstigende Gefühl, ein bißchen mehr aus mir herauszufließen. Nicht, daß in mir ein klares »Ich« existiert hätte. Selbst das, was ich für mein unersetzliches »Ich« halten mochte, entstand in Wahrheit in der Beziehung zu anderen, formte sich durch Einverleibung von anderen erdachter Meinungen und Äußerungen, war mithin ein schwammiges »Ich«, vom dem ich nicht wußte, wie weit es ursprünglich meines war. Trotzdem hatte ich Sorge, daß selbst dieses »Ich« mir entfließen könnte, wobei hinter dieser Sorge wiederum ein widerliches »Ich« lauerte, welches sich für eben diese Sorge

haßte. Das »Ich-Sein« hatte etwas Unerträgliches. Obendrein floß es unsinnigerweise aus mir heraus.

Wenn ich abends allein in meiner Wohnung saß, baute sich eine nicht greifbare Furcht vor dem Leben auf. Es war, als wäre ich von einem bösen Geist besessen … Ich war ausgeliefert. Der Ausfluß, bei dem Wichtiges und Notwendiges, gleichzeitig aber auch Unnützes ausgeschwemmt wurde, reduzierte mich auf mein eigentliches Ich. Diese Lebensfurcht wurde immer intensiver. Es dauerte nicht lange, bis ich im Traum mit brennendem Rücken umherlief.

Dennoch führte ich, abgesichert durch ein monatliches Gehalt, auch unter diesen Umständen noch ein recht stabiles Leben. Bald aber waberte der böse Geist dermaßen, daß mir dieses »stabile Leben« zur Qual wurde. Es begann, sich mir zu verbieten. Und irgendwann hatte ich plötzlich den dringenden Wunsch, es zu zertrümmern.

Eines Tages geschah folgendes: Ich stand in einem Kaufhaus, und mit einemmal überfiel mich das Verlangen, die Frau, die vor meinen Augen die Schere, die ich gekauft hatte, verpackte, umzubringen. Die Frau war schön, sah allerdings ein wenig kränklich aus. »Ist etwas nicht in Ordnung?« fragte sie, ich geriet in Not. Nicht, daß sie nachlässig eingepackt hätte oder die Art und Weise, wie sie mir das Päckchen überreicht hatte, zu beanstanden gewesen wäre, nein, es war diese eigentümliche leise Kälte, die von ihr ausging, die an meine verborgene Qual gerührt und sie und mich in die Hölle hatte stürzen lassen wollen. Es war ein irrationales, verrücktes Verlangen. Der böse Geist in mir machte mir angst. Aber einmal in meinem Herzen erwacht, ließ sich dieses pulsierende Verlangen nicht mehr unterdrücken. »Verreck doch, du!« dachte

ich. Anstatt die kränkliche Frau umzubringen, stürzte ich mich selbst von der Klippe.

War es das, was hinter dem Wunsch, an einem warmen Ort zu schlafen, stand? De facto waren meine Schlafplätze immer kälter geworden, und darin hatte ich eine gewisse Geborgenheit gefühlt, nicht mehr als eine »gewisse« allerdings, eine bedingte Geborgenheit. Irgendwo auf dem Grund meines Bewußtseins gab es eine Furcht, die immer wieder aneckte. Ich bedauerte nicht im geringsten, mein stabiles Leben zertrümmert zu haben, doch nagte in mir ein leiser Unmut, es damit nicht genug sein lassen zu dürfen, mich damit nicht zufrieden geben zu dürfen. Was hatte das zu bedeuten? Ich hatte mein stabiles Leben zertrümmert, und nichts hatte sich geändert. Die unheimliche Angst vor dem Leben, die mich befallen hatte, waberte noch immer in mir und verlangte nach etwas, das ich nicht zu fassen vermochte. Gleichwohl konnte ich mich nicht dazu durchringen, etwas zu tun. Davon, daß es mir nichts ausmachen würde, vor mich hin zu faulen, konnte ich mich zwar nicht überzeugen, aber daß ich vor mich hin faulen würde, davon war ich überzeugt. Traurig war ich deswegen allerdings nicht.

Es gibt Menschen auf der Welt, die es sich zum Lebensinhalt machen, für das Seelenheil derjenigen zu beten, die sie umgebracht haben. Hätte ich diese Frau damals kurzerhand mit der Schere umgebracht, hätte sich mir möglicherweise die Tür zu einer anderen Welt geöffnet. Doch diese Vorstellung war ein Alptraum für mich. Ein Alptraum, aus dem ich erwacht war, und zwar in der Dunkelheit dieses altersschwachen Mietshauses in Deyashiki.

Ich spürte noch deutlich die Hand der Wirtin vom Igaya.

Es war eine einsame, kalte Hand gewesen. Unwillkürlich spitzte ich die Ohren. Bis eben hatte man von unten eine Kinderstimme und andere Geräusche gehört, jetzt aber war es still; auch aus den anderen Zimmern im ersten Stock drang kein Laut. Ich stand auf und ging in den Flur. Durch keine der Türen fiel Licht. Ich ging zum Klosett am Treppenabsatz. Es hatte kein Urinal, nur eine Kabine fürs große Geschäft. Als ich mich über die in den Boden eingelassene Schüssel hockte, erschien vor meiner Nase ein Bild, das man mit einem Nagel oder dergleichen in den Mörtel der Wand geritzt hatte. Ein aufreizendes Bild. Es stellte eine Frau mit weit aufgerissenen Augen dar, die einen mächtigen Penis im Mund hatte.

Am nächsten Morgen wurde ich von einem mir unbekannten jungen Mann geweckt, der die Tür aufriß und hereinstapfte. Er hatte eine Baseball-Kappe auf dem Kopf und hielt eine große Plastiktüte in der Hand. Sein Blick war so stechend, als wollte er mich aufspießen. Er ließ die Plastiktüte im Eingang zu Boden plumpsen. Die Tüte sank in sich zusammen. Das mußte das Fleisch sein: Kutteln von Rind und Schwein und gerupftes Huhn. Ich sah auf, wollte etwas sagen, aber da der Mann die Augen nicht abwandte – Augen, die durch ihr bloßes Starren Niedertracht verhießen –, schwieg ich. Er drehte sich um, riß die Tür wieder auf und verschwand. Ein paar Minuten später hörte man vor dem Gemischtwarenladen ein Auto anspringen und davonfahren.

Ich zog mich an und verließ das Haus. Von der erstbesten Telefonzelle aus rief ich im Igaya an und erklärte, was passiert war. »Ach herrje«, sagte die Wirtin, »bin schon unterwegs.«

Ich aß gerade die gefüllte Krokette, die ich mir beim Süßwarenhändler hatte ausbacken lassen, als sie erschien. Sie

machte mir gleich vor, wie die Kutteln zu zerteilen und die Spieße zu bestücken seien. Bei ihren Erklärungen war sie ganz Frau: »Das gelbe Fett schön abschneiden, ja?« »Die Sehnen nicht *so*, sondern *so* schneiden.« Hinsichtlich des Mannes, der bei mir aufgetaucht war, sagte sie nur: »Sai-chan kommt jetzt jeden Tach bei dir vorbei«, sonst nichts. Zu wem gehörte dieser Bursche? Wie kam die Lieferung zustande? Warum hatte er mir nicht gesagt, ich solle die Annahme quittieren? Und überhaupt – das war mir gestern, als sie mich hierherbrachte, schon komisch vorgekommen – warum arbeitete ich nicht in der Küche vom Igaya? Für meine Fragen war kein Platz. Zweifellos gab es gute Gründe, mich in diesem Zimmer das Fleisch verarbeiten zu lassen, aber »die brauchst du man nicht zu wissen«, schien mir ihre Haltung zu bedeuten. Als sie mit ihrer Erklärung fertig war, sagte sie: »Ich hab dir nicht mal Tee angeboten, trinkste jetzt ein Täßchen Kaffee?«

»Nein, danke, aber Kaffee …«

»Na, komm schon. Ein Täßchen schadt nix.«

»…«

»Ist mir mitten in der Nacht auf einmal eingefallen, hab vorher einfach nicht daran gedacht.«

Diese Frau hatte des Nachts in ihrem Bett gelegen, sich die kalten Hände gerieben und an mich gedacht. Ebenso unfähig, zur Ruhe zu kommen, wie ich.

Das Café, zu dem wir gingen, lag am Bahnhof und hieß »Ringoya«. Wir hatten gerade die Tür aufgedrückt und den Gastraum betreten, als eine junge Frau, die an der Kasse ihre Rechnung beglich, unvermittelt grüßte: »Tantchen! Vielen Dank noch mal für neulich!« Dann begannen die zwei zu schwatzen, ohne daß ich folgen konnte. »Mein Bruder hat

wieder einen Brief geschickt«, berichtet die Junge, »dabei hab ich den Herrn Shirai in Hiroshima doch so bekniet.« Zwischendurch wirft sie mir knappe Blicke zu. Ich sehe sie ebenfalls an. Sie ist so schön, daß man sich fast nicht hinzuschauen getraut. Ihre Augen funkeln und glitzern wie die eines Raubvogels. Ich sehe weg. Dabei nehme ich wie zufällig ihre ganze Gestalt in Augenschein. Sie durchschaut mich sofort, vollführt mit der rechten Hand eine Geste, als wolle sie ihre Brust bedecken, sieht mich kurz an und schlägt die Augen nieder. In diesem Moment des Augenniederschlagens zeigt sich auf ihrem Gesicht etwas Dunkles, etwas, das in ihr verborgen zu sein scheint. Die Wirtin vom Igaya sieht mich von der Seite scharf an. Ich wende mich ab, allerdings nicht ohne noch einen verstohlenen Blick auf die junge Frau zu werfen. Ihr Gesicht ist so schön, daß man es immerzu ansehen muß, ihr schwarzes Haar scheint zu duften.

Dann waren die zwei fertig. Die junge Frau warf mir einen letzten Blick zu und ging. Die Wirtin vom Igaya und ich steuerten einen der hinteren Tische an und setzten uns. Die Wirtin bestellte zwei Kaffee.

Da saßen wir nun einander gegenüber, aber die Wirtin sagte keinen Ton. Den Blick leicht gesenkt, kaute sie nachdenklich an den Fingernägeln und sah mich zwischendurch scharf an. Der Kaffee kam, wir fingen an, mit den Löffeln in den Tassen herumzurühren. Sie sagte nichts. Mir wurde immer unbehaglicher zumute; nicht zuletzt deswegen schwieg ich beharrlich. Wer zuerst den Mund aufmacht, hat verloren.

»Sach mal, wie alt warst du, als der Krieg ausging?«

»Es heißt, ich sei am Tag vor dem großen Luftangriff zur Welt gekommen.«

»Dann bist du, wenns stimmt, Sternzeichen Hahn, also dreiunddreißig, was?«

»Ja schon …«

»Ich war bei Kriegsende siebenundzwanzig.«

»Aha.«

»Bin von Kishiwada in Senshu, wo ich damals war, sofort nach Osaka und hab mich da als Amihure verdingt.«

Hoppla, dachte ich.

»Na was denn? Noch nie ne Amihure getroffen?«

»Nein, ich …«

Ihre kalte Hand kam mir in den Sinn.

»Ich hab mir die Kröten, die ich den Amis abgeknöpft hab, geschnappt und bin zurück nach Kishiwada, zu meinem Vater, in roten Stöckelschuhen. Da fällt mir ein, die hatte ich auch von den Amis. Weißt du, was mein Vater gesacht hat?«

»…«

»*Gute Schuhe hast du da*. Sonst nix.«

Ich wußte nicht, was sie mir damit sagen wollte, aber daß sie mir soeben ihren wundesten Punkt offenbart hatte, war mir klar.

»Auf dem Heimweg ins Lokal, gestern, nachdem ich dich in der Wohnung abgesetzt hatte, dachte ich mir, daß ich dir das erzählen muß.«

»Ja?«

»Der Kanita sacht doch, daß du auf ner guten Uni gewesen bist und in einer guten Firma gearbeitet hast. Das hast du einfach weggeschmissen.«

Ich wußte nicht, was der alte Kanita dieser Frau erzählt hatte, aber irgendwie hatte ich das Gefühl, daß sie einem Mißverständnis aufsaß. Meine derzeitige Lage war, abgesehen von

der seelischen Verwirrung, ganz nüchtern betrachtet nicht mehr als das Resultat eines stumpfsinnigen, perspektivlosen Lebens, in dessen Verlauf sich meine Freundin von mir getrennt hatte und ich langsam aber sicher immer tiefer gesunken war.

»Daß ich Amihure war, hab ich bis heute noch niemandem erzählt. Habs immer geheimgehalten. Naja, geheimgehalten, wers wußte, der wußtes eben. Aber irgendwann, weißt du, bevor ich sterbe, wollte ichs jemandem erzählen. So ein Geheimnis kann einem ganz schön auf der Seele liegen.«

»Ja.«

»Leben heißt hetzen, da kannste andern Leuten nicht einfach so den Vortritt lassen. Alle Welt reißt sichn Bein aus, stürmt vorwärts, ohne Rücksicht auf Verluste, nur um als erstes in die Bahn zu kommen. Oder andersrum gesacht: leben heißt wegwerfen. Du hast dich weggeworfen, indem du dein Leben weggeworfen hast, ich hab mich weggeworfen, indem ich mich als Hure verdingt hab.«

Offenbar betrachtete sie ihre jugendliche Prostitution als »schändliche Vergangenheit«. So hörte es sich wenigstens an. In einem Buch, das ich einmal gelesen habe, hatte an einer Stelle neben dem Wort »Prostitution« das Wort »Hölle« gestanden. Mit dem blutigen Wort von den »roten Stöckelschuhen« hatte die Frau mir die Hölle, die sie durchlebt hatte, offenbart.

Das Wort traf mich plötzlich mit voller Wucht. Die Verzweiflung, die sie empfunden haben mußte, der Schmerz, der Haß … Aber Offenbarungen wohnt die Lust am Tode inne. Wie in aller Welt sollte ich darauf reagieren? Und wieso hatte sie ausgerechnet mir das erzählen wollen? Ich war weder

Herrscher des Himmels noch der Hölle, ich war, um es kurz zu machen, ein bloßer Versager. Das grausame Vergnügen, das sie bei ihrer Offenbarung empfunden haben mußte, drang mir als »kalte Hand« in meinen lebendigen Leib.

»Ach, du bist noch so ein Kind. In deinem Alter wärs an der Zeit, ein bißchen Unschuld zu verlieren. Aber das wirste wohl nicht schaffen.«

Ich spürte leise Verachtung. Wieso hatte sie mir dann erzählen müssen, daß sie früher Hure war?

»Die Kleine von vorhin, die Aya, das ist ne echte Schönheit, findste nicht?«

»In der Tat.«

»Du brauchst gar nicht so beglückt zu gucken.«

»…«

»Ich sachs dir bloß, die Kleine ist *eine von drüben*.«

Hoppla, dachte ich noch einmal. So wurden die Koreaner, die bei uns am Ortsrand wohnten, von meinen Eltern hinter vorgehaltener Hand auch genannt. Selbst in meiner Generation gab es Leute, die sich, davon angesteckt, gleichermaßen abfällig äußerten. Und auch ich war nicht völlig unbelastet – warum hätte ich sonst *Hoppla* denken sollen? Doch in den Worten der Wirtin schwang noch etwas anderes mit: Sie wies mich darauf hin, daß ich von der jungen Frau fasziniert gewesen war. Sie konnte gar nicht anders, als mich darauf hinzuweisen, sie brannte darauf. Denn diese junge Frau versprühte etwas, dem sich kein Mann entziehen konnte. Nur: warum konnte man sich nicht entziehen?

Kapitel 3

Tag für Tag hockte ich in meinem Zimmer, zerstückelte Kutteln von Rind und Schwein, zerlegte Hühnerfleisch und steckte es auf Spieße. Da ich als Laie nicht wußte, wie fest man beim Spießen stechen muß, stach ich mir anfangs oft in die Finger. Es waren alles Teile toter Lebewesen, ihr Fett, das mir an den Händen klebte, roch nach Blut. Manchmal stahl sich mir ein Lied aus Kindertagen auf die Lippen, eines, das der Priester, der uns an jedem Familiengedenktag besuchte, immer gesungen hatte: »Im Garten steht ein Brustbeerbaum.«

Sai-chan, die große Plastiktüte in der Hand, kam morgens um zehn und nachmittags um fünf und nahm die fertigen Spieße mit, aber außer den bösen Blicken, die er mir zuwarf, erntete ich nach wie vor nur Schweigen. Ich hatte kurzzeitig überlegt, ihn mit einem Trick aus der Reserve zu locken, den Gedanken aber, da sein Schweigen bestimmt einen Grund hatte und ich diesen nicht unbedingt in Erfahrung bringen mußte, wieder verworfen.

Mein Feierabend begann abends um neun oder zehn. Um die Zeit war es, wie an meinem ersten Tag, auf der ganzen Etage still. Tagsüber, soviel hatte ich inzwischen mitbekommen, gingen im Zimmer gegenüber ab und zu Männer ein und aus, nach nebenan kam spät in der Nacht ein recht betagtes Paar. Manchmal waren die beiden ziemlich betrunken, ihr Lallen war durch die Wand deutlich zu hören; auch unschick-

liche Kopulationsgeräusche drangen herüber. Ihn hatte ich noch nicht zu Gesicht bekommen, aber sie hatte ich einmal frühmorgens aus dem Gemeinschaftsklosett kommen sehen, eine verblühte, krankhaft fette Frau, wahrscheinlich nicht viel jünger als die Wirtin vom Igaya. Am Tage aber war es im Zimmer nebenan immer still.

Dafür gingen im Zimmer gegenüber Männer ein und aus. Darunter einer, der die Treppe heraufpolterte, gegen die Tür hämmerte und ohne Rücksicht auf Verluste brüllte: »He, Meister, biste da?« Dem Gegröle und Gepolter nach kein Mann, der ein »normales« Leben führte. Als ich eines Nachmittags auf den Flur trat, stieß ich beinahe mit einem zusammen. Ich erschrak – es war der Blasse mit dem finsteren Blick, der mir an meinem ersten Tag in der Stadt den Zehntausender in die Brusttasche gestopft hatte. Er sah mich aber nur kurz an und ging ins Zimmer. Nichts deutete darauf hin, daß er mich erkannt haben könnte. Als ich, nachdem ich mulmigen Gefühls in der Nachbarschaft meine Besorgungen erledigt hatte, zurückkam und in meine Wohnung wollte, hörte ich aus dem Zimmer gegenüber merkwürdiges Männerstöhnen: »Uh«. Ich spitzte die Ohren, »uh« machte es wieder. Es klang, als erdulde jemand größte Schmerzen. »Keinen Mucks mehr jetzt!« befahl eine furchteinflößende Stimme. »UHUH!« ertönte ihr zum Trotz ein noch schmerzvollerer Laut. Ein Stöhnen, das herauswollte, das sich nicht unterdrücken ließ. Wurde hier jemand gefoltert, ein Spießgeselle vielleicht? Ich saß in meinem Zimmer an den Kutteln und spitzte die Ohren, um herauszufinden, was drüben vorging. Nichts, was Aufschluß gegeben hätte, drang herüber. Ich öffnete die Tür einen Spalt, hörte aber nur das gleiche, abgehackte Stöhnen wie zu-

vor. Inzwischen war es draußen dunkel geworden. Dann ging die Tür, jemand sagte »Besten Dank, Meister« und stürmte davon. Es blieb eine Weile still, dann verließ noch jemand das Zimmer. Ohne Zweifel der blasse Mann.

Am nächsten Tag kam dieselbe Stimme wieder. Man trat gegenüber ein. Wieder wurde heftig gestöhnt, wieder hieß es »Besten Dank, Meister«, und wieder stürmte man davon. Als ich am Abend, nachdem Sai-chan weg war, die Treppe hinunterging, traf ich unten zufällig eine junge Frau, die gerade von draußen hereinkam. Sie schien überrascht. Es war die Frau, die ich vor kurzem im »Ringoya« gesehen hatte. Wie bei unserer ersten Begegnung wandte sie den Blick nicht ab. Ihre Augen funkelten. Dann ging sie den Flur hinunter. Vor der letzten Tür rechts, also vor dem Zimmer, das direkt unter meinem lag, machte sie halt, zog einen Schlüssel heraus und öffnete. Bevor sie eintrat, sah sie kurz zu mir her. Einen Moment lang sahen wir uns an. Mir blieb vor Schreck das Herz stehen. Ich hatte ihr nachgestarrt, sich hatte mich dabei ertappt.

Von diesem Abend an achtete ich genauer auf die Geräusche und die Kinderstimme, die aus dem Zimmer unter meinem kamen. Die Kinderstimme gehörte einem Jungen; manchmal trällerte er ein Liedchen.

Mit jedem Tag, der verstrich, bekam ich etwas mehr mit von den Leuten, die es in dieses altersschwache Mietshaus verschlagen hatte. Das war unvermeidlich. Im Erdgeschoß wohnte eine Frau mittleren Alters, die offenbar einer geregelten Arbeit nachging, außerdem ein altes Ehepaar, vom dem schwer zu sagen war, wovon es lebte. Auch einen Mann hatte ich kommen und gehen sehen, den ich aber nicht einordnen

konnte. Meine Anwesenheit blieb natürlich auch nicht unbemerkt; und ganz gleich, wie abgeschottet man leben möchte, wenn man an der Treppe oder wo auch immer des öfteren an jemandem vorbeiläuft und gegrüßt wird, fängt man irgendwann an, wenigstens beiläufig zu nicken, beziehungsweise fühlt sich bemüßigt, dergleichen zu tun. So lernt man im Laufe dieser wenn auch banalen Grußwechsel einander kennen und, nolens volens, einander wortlos verstehen.

Bei dem kleinen Jungen wußte ich sofort, daß es der war, den man von unten hörte. Er war sechs, sieben Jahre alt, hatte scharfgeschnittene Gesichtszüge und einen für sein Alter recht düsteren Blick. Das erstemal sah ich ihn, als er, Ranzen auf dem Rücken, gerade aus der Schule kam. Dabei passierte weiter nichts, aber als ich ihn das nächstemal traf – er saß alleine in dem Gäßchen neben dem Haus und malte irgendwelche Bildchen in die Erde – sagte er, als ich vorbeiging, »nicht drauftreten!« und sah mich an. Bei diesem ersten Blick in seine Augen wußte ich, daß die Stimme, die ich von unten hörte, diesem Jungen gehörte. Daß die junge Frau seine Mutter war, konnte ich mir allerdings beim besten Willen nicht vorstellen. Auch ein geschwisterliches Verhältnis hielt ich für ausgeschlossen.

Eines Abends, ich war auf dem Rückweg vom Badehaus und zog mir am Automaten einen Becher Sake, wurde ich von hinten angesprochen. »Heh du da, noch Lust auf was Süßes?« Ich sah mich um, es war eine von den Bordsteinschwalben, die sich Abend für Abend an den Straßenecken des Viertels postierten, um Männer abzuschleppen. Aber nicht nur das: nachdem meine Augen sich an das Dunkel gewöhnt hatten,

erkannte ich die Frau von nebenan. Auch sie schien mich erkannt zu haben, zischte irgend etwas und funkelte mich an. Ohne Anstalten zu machen, sich abzuwenden. Als ich sie weiter ansah, kam sie einen Schritt auf mich zu: »Haste was?« Ich witterte Gefahr, wich zurück und beeilte mich, nach Hause zu kommen. Sie kam an diesem Abend nicht zurück. Es war nicht die erste Nacht, in der es nebenan leise blieb. Am Abend darauf ging die Tür schon verhältnismäßig früh, man hörte einen Mann und eine Frau miteinander schäkern und wieder weggehen. Mitten in der Nacht kehrte man zurück. Die Stimmen, die zu mir herüberdrangen, schienen aber nicht die der beiden von zuvor zu sein.

Drei, vier Tage lang ging das so. Eines Abends, als man nebenan zum Aufbruch zu rüsten schien, trat ich absichtlich auf den Flur und fand dort ein mir gänzlich unbekanntes Paar. Die Frau warf mir einen kurzen Blick zu. Der Mann sah ebenfalls zu mir her, wandte den Blick aber gleich wieder ab. Das Zimmer nebenan hatten Bordsteinschwalben für ihre Schäferstündchen gemietet.

Von da an achtete ich genauer auf das, was nebenan vorging, und fand bald bestätigt, was meine Ohren schon herausgehört hatten, daß es nämlich nicht eine, sondern zwei oder drei Frauen waren, die abwechselnd Männer mit aufs Zimmer brachten. Die Frauen waren alle jenseits der Fünfzig, mit dünnem Fluffhaar, und die Begleiter stets älter, Tagelöhner oder heruntergekommene Placker. Zwei von ihnen fielen erst unter großem Gelächter aufs Bett und gaben dann keinen Mucks mehr von sich, um schließlich in wehmütig gedämpfter Tonlage eine gebetsähnliche Beschwörungsformel anzustimmen: *»Naga ika fumo, rio gaiya nagi, taku nio higu, chii*

chiyo …« So erbärmlich jene waren, die Männer mit heraufbrachten, so erbärmlich waren die Männer, die mit heraufgebracht wurden. Die Stimmen waren so schauerlich, daß sie jeden, der sie hörte, bis ins Tiefste seiner Seele treffen mußten.

Die Wirtin vom Igaya, die Frau, die im Lokal Seiko-nesan gerufen wurde, wußte zweifellos genau um dieses trostlose nächtliche Trauerspiel und hatte mir, auch das ohne Zweifel, ihr an die Nieren gehendes Geständnis in der sicheren Annahme gemacht, daß es auch mir früher oder später zu Ohren kommen würde. Aus ihren »roten Stöckelschuhen« war hier zwar eine Litanei geworden, mittels derer alte Vetteln Trost zu finden hofften, doch mir schien gerade deshalb jenes so plötzlich vorgetragene Geständnis das Hirn zu vergiften.

Mit der Begründung, »auf dem Rückweg vom Markt« zu sein, kam Seiko-nesan ab und zu bei mir vorbei. Stets brachte sie Süßigkeiten oder Obst mit, setzte sich in mein kaltes, jedes Heizgerät missende Zimmer und sah mir bei der Arbeit zu. In der Regel aß sie eine der mitgebrachten Mandarinen, rauchte eine Zigarette und ging wieder, wobei ich während ihrer Anwesenheit beharrlich schwieg und auch sie weiter nichts Weltbewegendes sagte, allenfalls, mit einem Blick auf die Reihe der Sakegläser, die ich allabendlich aus dem Automaten zog und anschließend leerte, »hier pichelst du also jeden Abend«. Natürlich begutachtete sie die Gläser wohl wissend, daß ich mir von dem bißchen Geld, das ich hier verdiente, keinen Kneipenbesuch erlauben konnte. Aber ins Igaya lud sie mich nicht ein, und ich verspürte auch keine Lust, dort einzukehren.

Was denkt diese Frau sich nur dabei, mich zu besuchen und mir Süßigkeiten oder Obst mitzubringen? Viel lieber wäre mir, wenn sie eine Thermoskanne mit Tee vorbeibrächte, aber

ich würde mir eher die Zunge abbeißen, als ihr das zu sagen, denn sie wußte genau, daß es in diesem Zimmer an solch simplen Dingen fehlte.

Jedesmal, wenn sie weg war, steckte ein Zigarettenstummel in der Mandarinenschale. Es kam vor, daß Lippenstift an der Kippe haftete, es kam auch vor, daß ich Kippe und Schale, so wie sie waren, einfach liegenließ. Beim nächsten Besuch blieb Seiko-nesans Blick dann natürlich daran hängen, was sie aber nicht daran hinderte, sich kommentarlos eine Zigarette anzustecken. »Dickfelliger Hund«, dachte sie wahrscheinlich, und ich dachte »dickfellige Kuh«, wobei ich schweigend die Kutteln zerstückelte und auf die Spieße steckte.

Wenn Seiko-nesan da war, so prosaisch ihre Besuche auch sein mochten, wurde mein unwirtliches Zimmer von einer gewissen menschlichen Wärme erfüllt. Ich hätte sie zu gern gefragt, was es mit dem Männergestöhn aus dem Zimmer gegenüber auf sich hatte oder warum sie mir nicht erzählt hatte, daß die Frau, die wir im »Ringoya« getroffen hatten, direkt unter mir wohnte, aber diese Fragen schienen mir zu intim. Es lag auf der Hand, daß sie, genau wie Sai-chan, gute Gründe für ihr Schweigen hatte. Und doch hatte sie mir ihre »schändliche Vergangenheit« ins Herz gepflanzt, eine Vergangenheit, die in Form der grausigen Beschwörungsformel, die dann und wann des Nachts von den alten Vetteln im Nebenzimmer herüberdrang, immer wieder wachgerufen wurde.